

Besprechungen = Comptes-rendus

Autor(en): [s.n.]

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse**

Band (Jahr): **15 (1935)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen. -- Comptes-rendus.

WILLIAM MARTIN, *Le rôle des personnalités dans l'histoire*. — Leçon d'ouverture à l'Ecole Polytechnique fédérale, prononcée le samedi 18 novembre 1933. — Ecole Polytechnique fédérale, Zurich: Etudes littéraires, sociales et économiques, 9e fasc. Aarau, H. R. Sauerländer & Cie., 1934. 22 p.

Der Verfasser, der nach einer glänzenden Laufbahn als Journalist ebenso verheißungsvoll die durch seinen jähen Tod leider allzufrüh abgebrochene akademische Tätigkeit begonnen hatte, zeigt in seiner Antrittsvorlesung zuerst, wie nahe sich Geschichtsschreibung und Journalistik, sofern diese ehrlich und gewissenhaft betrieben wird, berühren und wie viel Geschichts- und Zeitungsschreiber von einander lernen können. Das vielumstrittene Problem der Bedeutung der Persönlichkeit auf den Verlauf menschlichen Geschehens untersucht der Verfasser nicht als Geschichtsphilosoph auf Grund von theoretischen Überlegungen, er geht vielmehr von seiner außergewöhnlich reichen Lebenserfahrung aus, die er sich in zahlreichen Reisen und namentlich durch seine enge Berührung mit allen Persönlichkeiten erwerben konnte, die im Völkerbund ein entscheidendes Wort mitsprechen. Was sich ihm hier als Tatsache ergibt, das wendet er mit Recht auf die geschichtliche Vergangenheit an: der Einfluß des Einzelmenschen, auch des großen Staatsmannes, auf die Gestaltung der Dinge darf nicht überschätzt werden, weil er eher Werkzeug seiner Zeit als ihr Schöpfer ist. « Groß ist daher derjenige, der seine Zeit und ihre Bedürfnisse versteht und der imstande ist, für die Zukunft vorzubauen »; « der einsieht, was in der Gegenwart veraltet und daher nutzlos ist und das Neue ahnt, das nach Gestaltung ringt », « der den Moment erfäßt, wo eine Utopie zu einer lebenskräftigen politischen Idee wird ». Der Verfasser hätte noch beifügen können, daß derjenige unter den Großen der Größte ist, der Mittel und Wege ausfindig macht, um diese Idee trotz der fast unüberwindlichen Widerstände, die hauptsächlich von der zähe am Überlieferten festhaltenden Masse kommen, zum Siege zu führen.

Zwei Elemente sind nach dem Verfasser notwendig, um eine neue politische Gestaltung zu begründen und lebensfähig zu erhalten: eine Idee und eine entsprechende wirtschaftliche Lage. An der Wiege der Eidgenossenschaft stand als Idee der Wille zur Selbstbestimmung und als wirtschaftlich treibende Kraft die Entwicklung des Gotthardweges zur internationalen Handelsstraße. Im Jahre 1919 ergab sich eine ähnliche Zusammenwirkung der beiden Elemente: der Wille zur Versöhnung der Völker und zur Verhütung eines neuen Weltbrandes als Idee und die enge wirtschaftliche Verbundenheit aller Länder, eine Folge der industriellen Entwicklung des 19. Jahrhunderts, als materielle, eine neue politische Ordnung

verlangende Sachlage. Dem notwendigen politischen Neubau steht hindernd der Widerstand der Massen entgegen, die sich nicht entschließen können, mit einst richtigen, nun aber veralteten und zu korrigierenden Anschauungen zu brechen. Sie zu überwinden ist Sache der im Völkerbund zusammenarbeitenden Staatsmänner.

Martins Antrittsrede ist reich an klugen Bemerkungen und scharfsinnigen Einsichten über die Kräfte, die das menschliche Geschehen bestimmen. Seinen Blick für die Gegenwart hat seine historische Schulung geschärft, und sein scharfes Erfassen der geschichtlichen Vergangenheit verdankt er nicht zum geringsten Teile seiner gründlichen Kenntnis der Gegenwart als Folge seiner journalistischen Tätigkeit. So sind auch seine Ausführungen für den Historiker und den praktischen Staatsmann im gleichen Maße interessant und lehrreich.

Zollikon.

Hans Nabholz.

CONRAD BORNHAK, *Deutsche Verfassungsgeschichte*; vom westfälischen Frieden an (Bd. VII der Bibliothek des öffentlichen Rechts, Hsg. A. Schoetensack). Ferd. Enke. Stuttgart 1934. 460 S. RM. 17.—

Der Verfasser gliedert seinen Stoff in eine Einleitung (die Zeit vor dem westfälischen Frieden) und in die 5 Perioden: vom westfälischen Frieden bis zum Hubertusburger Frieden, von da bis zum Untergang des Reiches, die Rheinbundszeit, den deutschen Bund und das neue Reich, wie es sich infolge des Krieges von 1866 bildete, bis zur Kaiserproklamation in Versailles (18. Januar 1871).

In den einzelnen Perioden wird in der Regel die Verfassungsgeschichte der Reichsverfassung und dann diejenige der einzelnen Länder dargestellt; die Reichsverfassung wird durch eine Fülle von Einzelheiten in ihrer Eigenart und Ohnmacht klar gemacht. Die Geschichte der Länder konnte bei dem beschränkten Raum natürlich nicht gleichermaßen in Einzelheiten eingehen, sondern zeigt für die Zeit von 1648 bis zum Hubertusburger Frieden die Entwicklung, welche das Verhältnis der Länder zum Reich nahm; dann die Entwicklung der Verfassungen der Länder (fürstliche Hausgesetze, städtische Einungen, Landtagsabschiede, absolute Monarchie, Landesherr, Untertanen, Landstände, landesherrliche Behörden, Verwaltung und Gerichtsverfassung der Länder). Vom Hubertusburger Frieden an tritt in der Reichsgeschichte das Verhältnis zu Österreich einerseits und Brandenburg-Preußen andererseits in den Vordergrund. Die Verfassungsgeschichte dieser beiden Staaten wird auch in der Darstellung der Geschichte der Länder zur Hauptsache. Die Verfassung des Rheinbundes und sein Verhältnis zu Frankreich, sowie die Reformen, welche jene Zeit besonders für Preußen brachte, werden eingehend und soviel ich beurteilen kann, treffend erörtert. Aus den neuesten Perioden ist besonders eindrucksvoll die Gegenüberstellung der Verhältnisse in Preußen und derjenigen in Belgien, dessen Verfassung 1850 auf Preußen übertragen worden war, ohne daß die geschichtlich er-

wachsenen Grundlagen des preußischen Staates sich verändert hätten.

Alles in allem ein wertvolles, trotz seinen vielen Einzelangaben übersichtliches, einfach und leichtverständlich geschriebenes Buch. Für eine neue Ausgabe wäre immerhin zu empfehlen, das Sach- und Namenregister am Schluß viel ausführlicher zu halten.

Den Vorzügen des Buches gegenüber müssen jedoch auch gewisse Mängel erwähnt werden. Die anzuerkennende Art des Verfassers, sich lebhaft und volkstümlich auszudrücken, mag ihn dazu verführt haben, die in wissenschaftlichen Werken gebotene Objektivität gelegentlich zu vergessen. Oder sollten es Zugeständnisse an die jetzt in Deutschland herrschende Strömung sein, wenn die Flagge des alten Reiches mehrmals « Mostrichflagge » genannt wird und wenn mit hörbarer Geringschätzung von den Juden und der « Verjudung des ganzen öffentlichen Lebens » gesprochen wird? Solche und ähnliche Entgleisungen lassen manchmal den Eindruck aufkommen, als ob das Buch ein nicht durchwegs sorgfältig zum Druck bereinigtes Kollegienheft des Verfassers wiedergebe.

Ausfluß der deutschen Gegenwart scheint auch der oft wiederholte Satz zu sein, « schließlich sei doch alles Recht Machtausdruck ». Man könnte das als Ausdruck der persönlichen rechtsphilosophischen Einstellung des Verfassers gelten lassen, wenn er selbst den Satz folgerichtig überall beibehalten würde. Aber er selber spricht in gereiztestem Ton von der Säkularisation der Kirchengüter durch die protestantischen Landesherren (« großartiger Kirchenraub » — « Klostersgelübde galten als unsittlich, nachdem der Reformator als entlaufener Mönch eine entlaufene Nonne geheiratet hatte. — Säkularisation der Kirchengüter nannte man das. Denn ein Fremdwort ist immer feiner für eine Handlungsweise, für welche die plumpe deutsche Sprache nur die Worte Raub und Diebstahl kannte »). Auch die mindestens höchst einseitige Behandlung, die der Verfasser König Gustav Adolf angedeihen läßt, gehört hierher.

Auch kleinere Unebenheiten sind dem Verfasser unterlaufen. So z. B. S. 275, wo er von einer Nachahmung der preußischen Kodifikationsarbeit durch Österreich spricht, obschon doch in beiden Staaten ziemlich gleichzeitig begonnen wurde, das geltende Recht zusammenzufassen; S. 303, wo er für die Zeit Napoleons I. von der Vereinheitlichung des « Post- und Telegraphenwesens » spricht, obwohl die erste Telegraphenverbindung unseres Wissens erst 1844 angelegt wurde.

Solche Mängel sind Schönheitsfehler des sonst durchaus empfehlenswerten Buches.

Bern.

H. Rennfahrt.

Repertorium der Akten des Reichskammergerichts. Untrennbarer Bestand.

I. Prozeßakten aus der Schweiz, Italien, den Niederlanden und dem Baltikum. Hg. von OTTO KOSER. (Veröffentlichungen des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts- und Altertums-Vereine.) Heppenheim, Ekkehard-Verlag 1933. 296 S.

Das Archiv des Reichskammergerichtes in Wetzlar ist in der Nachkriegszeit teilweise an die verschiedenen Staatsarchive aufgeteilt und mit dem Rest nach Frankfurt a. M. übergeführt worden. Dieser sog. « untrennbare Bestand » umfaßt besonders viele Stücke aus heute nicht mehr zum deutschen Reiche gehörigen Gebieten. An seine Erschließung, die gerade infolge seines buntscheckigen Inhalts besonders notwendig ist, hat sich nun der Gesamtverein der Deutschen Geschichts- und Altertumsvereine gemacht. Das soll durch die Veröffentlichung gedruckter Repertorien geschehen, die kurz die Streitsache samt den vorhandenen Vorakten, Beweismaterialien usw. verzeichnen. Je nach der Bedeutung des Streitfalls ist die Behandlung des Stücks ganz knapp oder auch recht eingehend. Die Anordnung ist alphabetisch und zwar nach dem Namen des Klägers. Dadurch wird zwar dem Namensregister eine größere Anzahl Stellen erspart, aber dafür geht jede Übersicht über die zeitliche Reihenfolge der Stücke verloren. Es ist deshalb sehr fraglich, ob diese Anordnung günstig ist; ich selbst bin der Meinung, daß dadurch die Brauchbarkeit der Ausgabe wesentlich beeinträchtigt wird und daß eine zeitliche Anordnung der über mehr als drei Jahrhunderte sich erstreckenden Stücke praktischer gewesen wäre. Die Ausgabe erscheint im Übrigen sehr sauber und genau gearbeitet zu sein, enthält auch gute Personen-, Orts- und Sachregister. Sie erschließt so in willkommener und glücklicher Weise einen bisher fast unbenützbaeren Stoff, der für Rechts- und Kulturgeschichte von erheblicher Bedeutung ist.

Der vorliegende Band von 700 Nummern umfaßt u. a. die schweizerischen Stücke des Reichskammergerichtsarchivs und zwar eine recht erhebliche Anzahl, die sich vom Ende des 15. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts verteilen. Weitaus die Mehrzahl betrifft das Bistum Basel, das offenbar regelmäßig am Reichskammergericht verkehrte. Der Name Pruntrut kommt allein über 80 Male vor und die Streitigkeiten der Stadt mit dem Bistum füllen für sich allein rund 20 Seiten. Daneben kommen auch vereinzelt andere schweizerische Stücke vor, so z. B. aus dem Jahre 1496 ein interessanter Streit des Basler Münzmeisters Ludwig Gesell wegen Bergwerken im Lötschental. Insgesamt ist der schweizerische Einschlag des Bandes so ansehnlich, daß die schweizerischen Archive und Bibliotheken ihn unserer historischen Forschung werden zur Verfügung halten müssen.

A a r a u.

H e k t o r A m m a n n.

J. F. BÖHMER, *Regesta Imperii VI*. Die Regesten des Kaiserreiches unter Rudolf, Adolf, Albrecht, Heinrich VII. 1273—1313. Abt. 2, Lf. 1. Neu bearbeitet von Vincenz *Samanek*. Gedruckt mit Unterstützung des Instituts für Deutsche Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft in Berlin. Innsbruck, Universitäts-Verlag Wagner 1933. S. 1—112.

1898 erschien die erste Abteilung der Neubearbeitung der alten J. F. Böhmerschen « *Regesta Imperii inde ab anno 1246 usque ad annum 1313* »

(1844), in der der Altmeister österreichischer Geschichtsforschung, Oswald Redlich, die Regesten Rudolfs von Habsburg darbot. In dieser Neubearbeitung des einschlägigen Teils der berühmten und maßgebenden Kaiserregesten, der allein nicht weniger als 1100 neue Nummern aufwies, schuf Redlich in Anlehnung an Böhmers Text eine durchgreifend revidierte Neuausgabe der für den Historiker unentbehrlichen Regesten jener Zeit, die als vorbildlich für die späteren Umarbeitungen betrachtet werden muß.

Nach sehr langer Zeit liegt nun heute endlich der Anfang der zweiten Abteilung dieser insbesondere auch für die Schweizergeschichte eminent wichtigen 6. Hauptreihe der Regesta imperii vor. Ihr Erscheinen ist hoffentlich ein glückliches Zeichen für die längst ersehnte Wiederaufnahme steckengebliebener Arbeiten und für die Durchführung neuer Pläne, namentlich der von Friedrich Bock-Rom seit Jahren in Angriff genommenen Regesten Kaiser Ludwigs des Bayern. Bei der für den einzelnen Historiker völlig unübersehbar werdenden Masse an einschlägigem Material ist die angestrebte Verwirklichung einer Fortsetzung dieses Regestenwerkes hoch erfreulich, und es ist zu hoffen, daß sich wie für diesen Teil auch für die folgenden eine genügende finanzielle Basis finden wird.

Die nun zunächst herausgegebene 2. Abteilung, die direkt an die Redlichsche anschließt, umfaßt die Zeit König Adolfs 1292—1296. Ein Kenner dieser Epoche, Vincenz Samanek, dessen « Studien zur Geschichte König Adolfs » (Wien 1930) Staatsarchivar Dr. Anton Largiadèr hier Zs. 11, 1931, S. 102 f. besprochen hat, zeichnet als Verfasser. Die vorliegende erste Lieferung geht von 1291 Herbst bis Ende 1293. Auf 112 Seiten enthält sie 332 volle Regesten. Gegenüber der ehemaligen Böhmerschen Ausgabe stellt sie damit einen erheblichen Zusatz an neuen Nummern dar, behandelte doch Böhmer auf 16 Seiten einst nur 170 Urkunden-Regesten aus dem gleichen Zeitraum, insgesamt aber 400 für die erste Regierungszeit Adolfs.

Die Form der Samanekschen Regesten ist diejenige seiner Vorgänger, ein Typus, der für die Abfassung von Regesten Allgemeingültigkeit innerhalb der deutschen Regestenliteratur gewonnen hat. Gegenüber früheren Bänden der Kaiserregesten weist diese Abteilung immerhin einige Neuerungen auf. So zählt der Verfasser die Regesten ohne Unterschied, ob es sich um Urkunden oder andere Nachrichten handelt, einfach durch, während die früheren Kaiserregesten einzig die Urkunden-Regesten mit Zahlen versehen haben, die übrigen aber mit Buchstaben innerhalb der jeweiligen Zahlengruppen. Diese Neuerung dürfte damit zusammenhängen, daß mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts das nichturkundenmäßige Material außerordentlich stark zunimmt, so daß die doppelte Zählung nur Unebenheiten und Schwierigkeiten bereiten würde. Neu ist auch, daß die bei Böhmer noch nicht vorhandenen Regesten nicht mehr wie früher durch ein Sternchen gekennzeichnet werden. Auch hier gilt der obige Satz zu recht, was sich besonders von der Zeit Ludwigs des Bayern an stark bemerkbar machen

wird. Schon bei den Regesten Rudolfs zeigte sich ja, wie erheblich der Neuzuwachs an Regesten im ganzen war. Bei der oft wechselnden Schreibart der Namen ist es begreiflich, daß Samanek nicht mehr die urkundlich überlieferte Namensform des Handlungs- oder Aufenthaltsortes des Kaisers links auswirft, sondern die moderne Schreibweise übernimmt.

Die einläßliche Würdigung der Samanekschen Regesten, die dem Historiker schon jetzt dank ihrer präzisen Fassung und den ausgiebigen Mitteilungen zu den einzelnen Urkunden sehr willkommen sind, behalten wir uns bei der Besprechung des Schlußteiles vor, der außer den Regesten die Einleitung des Verfassers und die notwendigen Register und Urkundenverzeichnisse enthalten wird.

Basel.

A. Bruckner.

E. CHAMPEAUX, *Le comte de Romont et la première rédaction bourguignonne des coutumes vaudoises*. Dijon, 1934. 60 p.

En 1931, dans cette même revue, t. XI, p. 388 et 389, je rendais compte d'une première brochure de M. Champeaux sur le coutumier de Quisard et je faisais la remarque qu'il y avait trop de fautes d'impression. Celle-ci ne se présente pas mieux et si quelques-unes, par exemple celles qui portent sur des mots allemands, peuvent être imputées à l'imprimeur, ce n'est pas le cas de la plupart des autres. Ainsi, p. 24, note 2, il faut lire: 1483 et non 1384; p. 26, note 1: Jean de Juys; p. 37, l. 6: 200 florins, comme à p. 42, l. 7; p. 46, l. 13, la phrase est incomplète, quelques mots étant tombés après: en faveur; p. 56, l. 25, lire: 1525.

Plus graves sont les fautes qui portent sur les noms propres; dans le domaine géographique d'abord. Que l'on emploie des formes archaïques comme Neufchâtel (p. 8, 37), Romainmoutier (p. 21, 38), Orbes et Orbaz (p. 21, 51), Orrons (p. 47, 50), Bavoies (p. 49) ou Couldreffin (p. 51), c'est faute vénielle, encore que, pour l'éviter, l'auteur n'aurait eu qu'à consulter le *Dictionnaire historique* de M. Mottaz ou le *Dictionnaire historique et biographique de la Suisse* qu'il cite. Mais que dire de Ancretz (p. 20, 39 et 40)? de Marsons (p. 20, 26, 39 et 40)? de Oujoux (p. 20)? de Bomont ou Boumont (p. 38)? Que dire de La Chaux près de Villars le Seroir (p. 38, note 2)? Et à la p. 9, première ligne de la note, l'auteur parle des franchises de Vaulruz, Salles Forest. Si l'on se reporte à la source indiquée, on voit qu'il s'agit des franchises de Vaulruz, Sales etc. Forest n'existe pas plus que Villars le Seroir.

Erreurs dans les transcriptions de textes: p. 50, l. 2, il faut lire: castra, villas et territoria castrorum et mandamentorum. Erreurs dans les références: à cette même page, la référence est p. 77, en note, non p. 66, cette dernière indication étant simplement celle du début de l'article cité. P. 39, note 1; la page citée de l'ouvrage d'Hisely est la p. 220, non 22. A la p. 56, la note 2 renvoie à Grenus et à Ruchat, sans indication de page; le document de 1513 est bien dans Grenus, p. 131 ss., mais pas dans Ruchat:

c'est celui de 1525, cité plus bas avec une date inexacté, qui est dans Ruchat et dans Grenus.

Erreurs bibliographiques: p. 22, note 3, lire: Vuilliemin; p. 42, note 7, lire: Despond (et non Despero); p. 59, note 3, lire: Schilling (et non Schilley). A la page 22, note 2, l'auteur cite, de seconde main, l'article de M. Cornaz sur *les Etats de Vaud à la fin du XIV^e siècle*; il indique bien qu'il a paru dans l'Indicateur d'histoire suisse de 1917, mais il transcrit mal le nom de notre savant collègue (il l'appelle Cernay) et ajoute naïvement: « Je n'ai pas pu me procurer l'ouvrage même de M. Cernay ». On le comprend! Mais, *risum teneatis!* à la page 34, note 3, il le cite, sans le nommer, et sans voir que l'Anzeiger et l'Indicateur d'histoire suisse sont la même chose et que M. Cornaz n'est autre que M. Cernay. Il cite à plusieurs reprises (p. 14, note 1, p. 38, note 2, p. 43, note 4) Schmitt, *Mémoires hist. sur le diocèse de Lausanne*, non sans massacrer son nom du reste, mais il ne s'aperçoit pas que cet ouvrage est le même que celui paru dans le *Mémorial de Fribourg* (ibid.); même erreur en ce qui concerne les *Dignitaires de l'Eglise de Lausanne* de M. Reymond (p. 44, note 3). Erreur encore à la page 21, note 1; c'est à Seigneux et non pas à Mülinen que répond La Harpe dans ses *Observations*...

Erreurs portant sur des noms de personne: p. 38, l. 15, l'abbé de de Bonmont dont il est question ici est Aymon de Gingins-Divonne, non Simon de Divonne; à la page suivante, l. 3, l'auteur appelle également Simon, Aymon de Montfalcon; un peu plus bas, l. 7, il cite « un certain Joannes Poiani » avec la date 1477; il s'agit de Jean Pollens, et la date est, sauf erreur, 1483.

Erreurs de fait: p. 13, l'auteur paraît ignorer que les Etats de Vaud se réunissaient constamment sans l'autorisation du prince; page suivante: il n'a pas compris l'article de Quisard où il est question du duc de Savoie et de l'évêque de Lausanne (art. 1 du chap. I, titre II, p. 28 du tirage à part); cet article devient très clair quand on sait que le Pays de Vaud bernois était fait des terres savoyardes et des terres de l'évêché de Lausanne; LL. EE. tiraient leurs droits de ces deux princes; Quisard ne reprend pas du tout « une prétention abandonnée ». A la p. 16, l. 25, M. Champeaux affirme que le mot statut signifie coutume; pas du tout, dans le langage administrative du XVI^{ème} siècle, dans notre pays, ce mot signifie indubitablement: ordonnance, loi. Il est tout aussi faux de soutenir (p. 18, l. 6) que le mot droit signifie édit. Contrairement à ce que dit l'auteur (p. 24, l. 23, p. 34, n. 3, p. 40, fin), le comte de Gruyère et les ecclésiastiques ont continué à siéger aux Etats de Vaud après 1477. Le bâtard Humbert de Savoie est le frère, non le fils d'Amédée VIII (p. 27, l. 2). Quoi qu'en dise l'auteur (p. 40, l. 4 et 5) St-Oyens de Joux n'est autre que St-Claude. Pierre de Cossonay n'est pas baron de ce lieu (p. 44, l. 26) et ce n'est pas après avoir pris cette ville que les Suisses le firent décapiter (p. 45, l. 1). Cossonay appartient à la maison de Savoie depuis 1421

et c'est après la prise des Clées que périt Pierre de Cossonay; lui-même appartenait à une branche bâtarde de cette famille, éteinte depuis longtemps dans la lignée légitime. Le seigneur des Monts est Guillaume de St-Trivier, et non Guillaume de la Baume (même page, l. 19); l'auteur a confondu, semble-t-il, la note 2 de la p. 130, de M. D. R., t. XXVIII, avec les données de la p. 131. Il n'y a jamais eu de vicomte de Morges (même page, note 6) et toutes les références de cette note sont inexactes. Philibert de Compeys n'est pas seigneur de Prangins (p. 46, l. 7); à la page suivante, l. 5, l'auteur, se contredisant lui-même, dit que le seigneur de Prangins est un membre de la famille de la Baume-Montrevel, ce qui est faux également; le seigneur de Prangins est Jean de Compey, frère de Philibert. Un simple coup d'oeil jeté dans Foras l'aurait montré. Jean de Treytorrens n'est pas sire d'Estavayer (p. 46, l. 11). M. Champeaux n'a pas compris le texte qu'il cite en note: *J. de Tretorens, dominus dicti loci, castellanusque Staviaci; dicti loci*, c'est Treytorrens; ce petit seigneur est châtelain de la partie d'Estavayer qui appartient à Romont; châtelain, c'est à dire: fonctionnaire militaire judiciaire, et administratif surtout; Estavayer est alors indivis entre le comte et les seigneurs de ce nom. Erreur également aux lignes suivantes, sans parler des fautes d'orthographe: Coppet appartient à des Polignac, qui le tiennent des marquis de Saluces; Amédée de Viry l'acheta en 1484; cette seigneurie ne lui vint pas de sa femme. Le « banneret » de Vuillens n'est pas « un certain Philibert de Genève » (p. 48, l. 21); c'est Philippe de Genève-Lullin, d'une des plus grandes familles de Savoie, et le grand-père de cet Aymo de Gebennis, cité à la note 10; la encore, Foras aurait renseigné celui qui aurait eu quelque souci d'exactitude.

Il n'est pas exact de dire que les archives vaudoises ont été « nettoyées » pour l'époque des guerres de Bourgogne (p. 53, l. 3); elles contiennent encore beaucoup de choses qui sont à la disposition de ceux qui veulent bien les y chercher. S'il n'y a plus, à Turin, de comptes de châtelainie, c'est que, le pays étant devenu l'apanage de Jacques de Savoie, c'est à lui, et non à l'administration ducal, que les comptes étaient rendus. Il est mort hors du pays et ses archives ont disparu. Il n'est pas exact, non plus, que les Suisses aient envahi le Pays de Vaud en 1535 (p. 57, l. 3 et 4); ce sont les Bernois qui l'ont pris en 1536. Tout ce que M. Champeaux dit des Etats de Vaud, p. 53 et 54, est faux; je renvoie sur ce point au compte-rendu que M. Tallone a fait de cette brochure dans le *Bollettino storico-bibliografico subalpino*, t. XXXVI (1934), p. 98 et 99. M. Champeaux avait eu une idée excellente: il avait consulté M. Tallone sur l'hypothèse d'une séance des Etats, qui aurait été tenue, vers 1473—74, pour traiter de la rédaction des coutumes; le savant italien lui avait répondu qu'il n'en connaissait aucune, avoue M. Champeaux lui-même. Or, quand un savant de la compétence de M. Tallone déclare d'une façon aussi nette qu'à sa connaissance il n'existe pas de documents sur un sujet donné, on s'incline.

M. Champeaux a continué à échafauder des hypothèses sur ces bases qu'il appelle « solides » (p. 58, l. 15). Il prétend « avoir démontré » (*ibid.*, l. 1) que la fameuse liste des participants aux Etats de Vaud, que donne Quisard (p. 43 ss. du tirage à part), est celle de l'assemblée réunie entre le 20 février 1473 et le 4 mai 1474, par Jacques de Romont, aux fins de rédiger la coutume de pays; dans cette séance, le prince leur aurait présenté comme modèle la coutume du duché de Bourgogne, ceci à l'instigation de Charles le Téméraire qui « cherchait à faire de la coutume de Bourgogne la coutume mère et le droit commun de son futur royaume de Bourgogne... » Les Vaudois auraient accepté le projet par sympathie pour la Bourgogne à laquelle les rattachait « un sentiment national réel... » (p. 59, l. 9).

Comme la séance des Etats où ce beau projet aurait été discuté n'a jamais eu lieu, tout l'échafaudage s'écroule et, si M. Champeaux n'était pas un historien du droit éminent, on pourrait s'en tenir là. Mais rien de ce qui sort de sa plume n'est indifférent et, à côté d'erreurs, inexplicables de la part d'un savant tel que lui, il y a bien des remarques intéressantes et des découvertes utiles. Il a raison de considérer comme interpolé l'art. 2 du premier chapitre du premier titre du premier livre de Quisard (p. 5 ss., 10 ad fin.); il a raison de noter la gaucherie des phrases du commentaire (p. 16, l. 9) et de supposer des modifications à une rédaction primitive et des coupures (*ibid.*, l. 21 et 22), de noter que l'expression « maintenance de sainte et bonne vye » trahit une rédaction postérieure à la Réforme (p. 14. l. 15 ss.). Et l'on regrette que, abandonnant l'histoire du droit dont il est un maître, il se soit aventuré sur le terrain glissant de l'histoire locale d'un pays qu'il ne connaît pas.

M. Champeaux a certainement eu une idée ingénieuse: il a cherché à dater la fameuse liste de Quisard en l'étudiant dans le détail. Il a eu raison de noter qu'elle paraît avoir été établie à un moment où Romont et Cossonay n'était pas dans le domaine direct du prince (p. 19, l. 15) et où de grandes abbayes étaient entre les mains de commendataires (p. 25 ad fin.). Je crains cependant que cette méthode excellente, si elle était appliquée avec une exactitude minutieuse, ne nous donne des résultats décevants. Je ne vois pas à quelle date on pourrait admettre la présence du comte de Neuchâtel, ou celle des bourgeois d'Orbe ou d'Avenches. Mon impression est que cette liste, peut-être authentique à l'origine, a été complétée plus tard par un ignorant et qu'ainsi elle ne peut pas nous servir.

Au reste, ce n'est pas le lieu d'examiner ce problème et ce n'en est pas non plus le moment; quand auront paru les études de M. Tallone sur les Etats de Vaud, études qui doivent être publiées dans cette revue et dans la *Revue historique vaudoise*, quand surtout le volume du *Parlamento sabardo* concernant le Pays de Vaud aura vu le jour, alors la question pourra être reprise avec plus de solidité et plus de fruit.

Lausanne.

Charles Gilliard.

Urbare, Altwürttembergische aus der Zeit Graf Eberhards des Greiners (1344—1392). Bearbeitet von KARL OTTO MÜLLER. Stuttgart, Kohlhammer 1934. 182 + 435 S. 1 Karte.

Der Name « Urbar » hat in der schweizerischen historischen Forschung einen besondern Klang, da ja unsere Kenntnis über die schweizerischen Zustände um 1300 und bis zum Jahre 1400 zu einem sehr ansehnlichen Teile auf der großen Ausgabe des Habsburgischen Urbars beruht. Daneben sind bereits eine ganze Anzahl kleinerer Urbare im Druck erschienen, andere warten noch auf einen genügend sachkundigen Herausgeber. Es bietet deshalb auch ein Interesse, zu sehen, wie in der Nachbarschaft derartige Aufgaben gelöst werden. Die Württembergischen Urbare des 14. Jahrhunderts haben mit unserer Geschichte unmittelbar keinen Zusammenhang, umso mehr Beachtung wird aber die Methode ihrer Ausgabe beanspruchen dürfen.

Der Herausgeber, Karl Otto Müller vom württembergischen Staatsarchiv in Stuttgart, genießt als Rechts- und Wirtschaftshistoriker einen sehr guten Ruf. Er hat auch schon einige größere Quellenveröffentlichungen herausgebracht. Es ist deshalb ohne weiteres klar, daß der Text der Urbare in einer allen heutigen Anforderungen entsprechenden Weise wiedergegeben worden ist. Ebenso ist selbstverständlich, daß die Beschreibung der Handschriften, die Ausführungen über die gräfliche Kanzlei, über das Münzwesen und die Maße und schließlich die Register allen billigen Anforderungen genügen. Bemerkenswert ist dabei, daß Müller beim Ortsregister die Flurnamen ausgeschieden und in einem besondern Register vereinigt hat; das ist ein Vorgang, das sich bei mancher Quellenveröffentlichung mit massenhaften Flurnamen empfehlen dürfte, da sonst leicht das Wesentliche im Ortsregister untergeht.

Neu und deshalb hier besonders hervorzuheben ist weiter die weitgehende Aufarbeitung und Würdigung des Stoffes der Urbare auf rund 150 Seiten der Einleitung. Wer schon als Archivar Gelegenheit hatte zu beobachten, wie hilflos der durchschnittliche Benutzer, vor allem der Heimatforscher, dem spröden Stoff eines Urbars gegenübersteht, wird dieses Vorgehen zu würdigen wissen. Es ist durchaus richtig, daß der Herausgeber eines mittelalterlichen Urbars seinen Stoff nicht einfach in mustergültigem Abdruck vorlegen darf, er muß vielmehr als bester Kenner auch zugleich den Weg zur Ausnützung dieses Stoffes weitgehend selbst bahnen. Sonst läuft seine Ausgabe Gefahr, zu drei Vierteln unbenützt liegen zu bleiben.

K. O. Müller hat nun den Stoff seiner Urbare in der Hauptsache in 50 Tabellen zusammengefaßt, die die Übersicht über die Erträgnisse an Geld und Naturalien geben. Alle einzelnen Formen der Abgaben werden außerdem eingehend besprochen, es werden die Schlüsse auf die wirtschaftliche Gliederung des herrschaftlichen Grundbesitzes, auf die Betriebsform und Verwaltung dieses Besitzes, auf die Agrarverhältnisse gezogen. Es wird schließlich auch die Bedeutung der Urbare für die Kenntnis der Flur- und Familiennamen behandelt. Auf diese Weise ist nicht nur die Arbeit Müllers

insgesamt ein wichtiger Beitrag zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte, sondern es hat auch jeder Heimatforscher die Möglichkeit, die Angaben über seinen Ort oder seine Gegend herauszuziehen und im Verhältnis zur Gesamtentwicklung auch richtig zu würdigen. Dadurch scheint mir diese Urbarausgabe vorbildlich zu sein, wobei allerdings der Herausgeber viel entsagungsvolle Arbeit hineingesteckt hat.

A r a u.

H e k t o r A m m a n n.

REMONDA, AMILCARE, avvocato. *La procedura tributaria ticinese, nella storia tributaria.* Istituto Editoriale Ticinese. Bellinzona 1933. 224 S.

Der Verfasser ist Präsident der Einschätzungskommission des dritten Bezirks des Kantons Tessin, in Locarno. Er schrieb auf die jährliche Zusammenkunft hin, welche die Fiskalbeamten der eidgenössischen Kantone im Jahr 1931 in Bellinzona abhielten. Der Inhalt seiner Arbeit geht aber weit über das hinaus, was im allgemeinen von Gelegenheitsschriften erwartet werden darf. Nicht bloß das Steuer v e r f a h r e n wird behandelt, wie der Titel vermuten läßt, sondern ziemlich eingehend auch die Geschichte der Finanzverhältnisse des Kantons. Der Verfasser schickt sogar der eigentlichen Untersuchung kurze Notizen über die Steuereinrichtungen im Altertum, im Mittelalter und in den eidgenössischen Orten sowie im Tessin bis zur französischen Revolution voraus; diese Notizen sind jedoch nicht aus ursprünglichen Quellen geschöpft, sondern meist aus älterer Literatur, so daß sie gelegentlich schiefe Ansichten über frühere Zustände wiedergeben. So etwa, wenn von den alten Schwyzern S. 45 f. gesagt wird, sie hätten niemals irgendein Souveränitätsrecht über sich anerkannt, sondern seien freiwillig (spontaneamente) unter den direkten Schutz des deutschen Kaisers getreten; sie seien deshalb frei gewesen von Feudallasten usw. Es ist schade, daß der Verfasser an dem Aufsatz J b. W a c k e r n a g e l s über die «Schwyzer Steuerverfassung des XIII. Jhs.» (Z. f. schweiz. Recht, N. F. 37 (1918)) vorbeigegangen ist.

Sobald sich der Verfasser auf heimatlichen Boden begibt, erweckt seine Darstellung größtes Interesse und zwar nicht nur vom Gesichtspunkt der Heimatgeschichte des Tessins, sondern ebenso sehr vom Standpunkt der Geschichte des Steuerrechts aus. Die vielen Versuche und Erfahrungen, welche der Tessin im Steuerwesen gemacht hat, verdienen gerade heute, wo sich die Gemeinwesen nach weitem Einnahmequellen umsehen, ernsthafte Beachtung. Aus dem Inhalt des Hauptteiles des Buches (historisch-kritischer Überblick über die tessinische Steuergesetzgebung, S. 77—188) sei hervorgehoben, auf welche Weise der Kanton Tessin die S t e u e r g e r e c h t i g k e i t zu verwirklichen suchte: Schon das erste Steuergesetz (1855), das seine Annahme den Mahnungen Stefano Franscini's in seinen «Semplici verità ai Ticinesi sulle finanze e su altri oggetti di Ben Pubblico» (1854) verdankte, wollte alle Elemente des Reichtums erfassen, also gleichzeitig

das Vermögen und das Einkommen. Es führte auch schon eine doppelte Art Progression ein: Einmal teilte es die Gemeinden je nach dem Wohlstand (agiatezza) ihrer Bevölkerung in 4 Klassen ein, in welchen die Einheitsätze der Steuer vom einfachen bis zum vierfachen schwankten; diese Art Progression wurde schon im folgenden Jahr wieder abgeschafft. Zweitens suchte das Gesetz den einzelnen Reichen in höherm Maß, als den Armen heranzuziehen, « come è giusto », und stufte je nach der Höhe des Einkommens die Steuer von 1—5 % ab. Der Steuergerechtigkeit entsprach es schließlich, daß der Schuldenabzug gestattet wurde.

Viel größere Schwierigkeiten, als die Grundsätze des materiellen Steuerrechts, bereitete die Anwendung des Steuerrechts, d. h. die Schaffung geeigneter Steuerbehörden und des richtigen Steuerverfahrens.

Als Einschätzungsbehörden hatte das Gesetz von 1855 die Gemeinderäte (Municipalità) vorgesehen. Schon im folgenden Jahr wurde die Einschätzung in allzu schroffem Wechsel einer einzigen kantonalen Kommission übertragen. Das Gesetz von 1863 kehrte zurück zur gemeindeweisen Einschätzung, überließ jedoch das Einschätzungsgeschäft einer besondern Gemeindeabordnung, die vom Gemeinderat jährlich zu wählen war. Diese Ordnung dürfte, wie der Verfasser wohl mit Recht bemerkt, dem fast allgemein einsetzenden Steuerbetrug in hohem Maß Vorschub geleistet haben. Erst 1920 führte der Tessin Steuerkreise ein, in denen eine Kreiskommission die Steuerpflichtigen mehrerer Gemeinden einschätzt. So wurde endlich der Weg gefunden, auf dem sowohl die Nachteile der zu großen Zentralisation, als auch diejenigen der Zerstückelung in allzu kleine Gebiete vermieden werden; für die gleichmäßige Anwendung der Steuergesetze im ganzen Kanton sorgen nun — auch hier nach verschiedenartigen Versuchen — eine zentrale Steuerverwaltung (Ufficio cantonale delle pubbliche contribuzioni) und eine kantonale Rekurskommission.

Für das Steuereinschätzungsverfahren bestand das Problem, in welchem Verhältnis die Rechte des Steuerpflichtigen mit denjenigen des Staates stehen sollten: Wie soll der Staat das wirkliche steuerpflichtige Vermögen und Einkommen ermitteln? Wie weit darf er sich in das « häusliche Heiligtum » der Bürger eindringen? Hat der Staat, wie in einem Zivilprozeß der Kläger, die Beweislast für die Begründetheit seiner Steuerforderung bzw. für die Unrichtigkeit der Steuererklärung des Pflichtigen, oder trifft die Beweislast den Pflichtigen? Bis die Einschätzung des Grundeigentums im ganzen Kanton richtig durchgeführt war, brauchte es die üblen Erfahrungen von Generationen, vom ersten Gesetz über die Schätzungen (censimenti) von 1845 bis zur Durchführung des Gesetzes von 1906.

Was der Verfasser über all das im einzelnen berichtet, meist an Hand der Beratungsprotokolle und Botschaften der gesetzgebenden Behörde und der Regierung, ist äußerst lehrreich. Mit berechtigter Genugtuung über das nach Jahren der Defizitwirtschaft seit 1924—1931 hergestellte Gleichgewicht

im Staatshaushalt schließt er, daß die tessinische Steuerfrage durch die Organisation und das Einschätzungsverfahren glücklich gelöst worden sei.

Bern.

H. Rennefahrt.

Literaturnotizen.

Von der eigenartig geformten Weltgeschichte in Biographien, « Menschen die Geschichte machten », ¹⁾ ist nach noch nicht zwei Jahren bereits eine zweite erweiterte Auflage erschienen. Es ist nicht allzu häufig, daß ein zwar gemeinverständlich gehaltenes, aber doch durchaus von wissenschaftlichem Geist erfülltes großes historisches Werk einen derartigen Erfolg erzielt. Da das Werk im 12. Bande dieser Zeitschrift (Seite 111) ausführlich gewürdigt worden ist, können wir uns hier auf einen kurzen Hinweis auf der Neuauflage beschränken. Die Anlage ist dieselbe geblieben, wenn auch das ganze nun in zwei statt der frühern drei Bände zusammengefaßt ist. Vier neue Lebensbilder sind hinzu gekommen, ein Dutzend anderer sind neu bearbeitet worden. Eine Erweiterung hat durch die Einfügung ganz kurzer Einleitungen in die großen Hauptabschnitte des geschichtlichen Werdens stattgefunden. Auch in dieser Form aber ist das Werk das, was es früher war, eine eindruckliche Beweisführung dafür, daß Geschichte nicht nur durch die Masse, sondern auch durch die einzelne Persönlichkeit gemacht wird.

* * *

Dem Arbeitsgebiet unserer Zeitschrift ziemlich fern liegt die neue große « Geschichte Rußlands » ²⁾, die in Frankreich herausgekommen ist. Höchstens kann sie ja als Rahmen für die Betätigung schweizerischer Abenteurer dienen oder als Unterlage für das Verständnis des Abströmens schweizerischer Kolonisten nach den großen russischen Ebenen. An und für sich aber wird das Werk die Aufmerksamkeit aller derjenigen beanspruchen dürfen, die sich mit russischer Geschichte beschäftigen. Es ist nicht das Werk eines Einzelnen, wie die in den letzten Jahren in deutscher Sprache erschienenen großen Werke über russische Geschichte von Kliutschewsky oder Karl Stählin, sondern ist von einer ganzen Reihe russischer, französischer und tschechischer Gelehrter bearbeitet. Es erfüllt mit der Berücksichtigung aller Seiten des geschichtlichen Werdens die Forderungen, die man heute nach dieser Richtung an eine Landesgeschichte stellen darf.

* * *

¹⁾ Viertausend Jahre Weltgeschichte in Zeit- und Lebensbildern. Zweite Auflage, herausgegeben von Richard Rohden, Verlag L. W. Seidel & Sohn, Wien, 1933. 2 Bände, 613 und 626 Seiten. 26.— M.

²⁾ Histoire de Russie par Paul Milioukov, Ch. Seignobos et L. Eisenmann, Paris, E. Leroux, 1932/34. 3 Bd., 1414 S.